

Eine rothe Nase.

Von H. Kottwitz.

Als ich konfirmirt worden war, stellt sich mein Vater mit befonderer feierlichem Gesicht mir gegenüber, legte mir die Hand auf die Achsel und hielt mir eine Rede mit einem Reichthum guter Lehren, die ungefahr in dem Punkte gipfelten: „Strebe stets dahin, daß Du keinen Feind hast!“ Ich war natürlich tief gerührt. Hinter mir stand Mutter, die ein lautes Schluchzen hören ließ, und hinter dem Vater standen zwei Schwestern, die nun auch die Taschentücher vor die Augen drückten.

Da lächelten sie alle und die Stimmung kam wieder in ruhiges Gleichgewicht. Ich hatte damals noch keine Ahnung davon, daß die letzte Bemerkung in der Rede meines Vaters der allerwichtigste Theil derselben gewesen war und in genauer Wechselwirkung mit der Mahnung stand: ich solle mir keinen Feind machen. Meine Nase wurde mein größter Feind und der war entweder mein Geburtsorttheil, oder ich hätte ihn mir auf der Eisbahn geholt — wer weiß es! Sicher ist, daß mit jedem zunehmenden Jahre meines Alters auch meine Nase an Höhe und Umfang gewann und schon in der höheren Schule, die ich besuchte, meine Mitgenossen oftmals zum Spotte meine Gesichtsvorrichtung zum Stichblatt von Witzgeleien machten, die manchmal fast genug waren. Einer, dem die Geographie nicht sehr an's Herz gewachsen war, äußerte einmal, ich hätte das „Kap des Feuerlandes“ im Gesicht, und davon gab mir die verruchte Bande den Namen „Feuerländer.“

So fing es an und dann ging's weiter in's Unerledliche. Ich kam als Lehrling in ein Kaufmannsgeschäft, welches unter Anderem keine Kisterei führte. Ob schon ich nun der ehrliche, mächtige und gewissenhafteste Mensch war, kam ich doch mit der Zeit in einen schlimmen Verdacht; der Prinzipal guckte mich immer so argwöhnisch an, eines Tages nahm er den Geschäftsführer bei Seite, deutete mit den Augen auf mich und ich hörte, wie er ihm etwas von „Kistenschägen in Acht nehmen“ zurannte. Das war nun ganz und gar schändlich, aber in der stillen Empörung, die mich darüber ergriff, fühlte ich, daß meine Nase ordentlich feuerte.

Ich las damals zufällig in einer Zeitschrift — ich glaube, es war „das Neue Blatt“ — das beste Mittel zur Hautpflege sei reines, frisches Wasser. Gott! wie habe ich meine junge Nase mit reinem, frischem Wasser gerieben. Aber was half's? Sie glühte nach jedem solchen Bade wie eine Pfingstrose. Als ich in die Jahre kam, wo des Jünglings Herz sich zu den Mädchen hingezogen fühlte, fühlte auch meine Belegenheit einen solchen zartbetäubten Zug, aber wenn mich dann die Mädchen so anjahen und unter sich kicherten, da fiel mir der Wuth bis in die Socken hinab. „Sie lachen über Deine rothe Nase“, dachte ich und mein liebesebendes Herz sprach sich nur in dem stummen Erglühen meiner Nasenpfeife aus.

Am spätesten war's im Winter, da nahm das rothe Roth meines Vorgebirgs eine blühliche Färbung an, und kam ich aus der Kälte in die Wärme, so hatte ich die Empfindung, als trüge ich einen kleinen Ofen im Gesicht. Zum Militär assentirt, hätte ich doch wahrlich annehmen dürfen, daß wenn man dem Vaterlande dient, es doch schließlich egal ist, ob die Nase alle Regenbogenfarben zeigt oder nicht, aber selbsten schon! Eines Tages — auch mitten im Winter — als meine Kompagnie im Kadettenhofe exerzirte, faßte mich der Hauptmann — ich stand im ersten Gliede — mit seinem Monocle fest in's Auge und sagte: „Konnt' Postelt scheint jense einen hinter die Binde zu stecken! Umfaßt, so'n Thermometer mit sich herumzutragen. Verschiedet' jauch' Kompagnie!“

Da hatte ich's! Ich und hinter die Binde stecken! Nicht ein Atom von Schnaps kam über meine Lippen. Aber nun ging's los bei den Kameraden. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mußte meine Nase herhalten. Obgleich sie Alle mußten, daß ich Spirituos verabscheute, bot mir doch einer um den andern seine Bülle an: „Trink' die Se, Fockel“, hieß es, „bei Ihnen ist der ne eal, die rothe Nase haben Sie doch!“ und da lachten die Kerle, daß die Bände zitterten. — Schwamm drüber.

Was ich mit diesem Indianer im Gesicht noch für Noth haben würde, davon erhielt ich eine schlimme Ahnung, als ich nach erfüllter Militärpflicht eine Stelle suchte. Der betreffende Prinzipal ließ mich in sein Privatbureau treten; er drehte sich auf seinem Schemel herum und warf einen Blick auf mich. Ich öffnete den Mund, „um mein Gesicht leuchten zu lassen“, aber — es hatte schon durch meine Nase geleuchtet. „Ihnen kann ich nicht brauchen“, schmarre der Herr. „Erlauben Sie mir“, unterbrach er mich, „bei mich entscheide der erste Blick. Sie sehl' ich's schon an der Nase an, daß ich Ihnen nicht brauchen können werde. Empfehl' mich!“

leider viele Menschen, die wirklich an die Wahrheit des abernern Wortes glauben: „Man sieht es einem an der Nase an, weß Geistes Kind er ist.“ Stecht darin nicht eine Summe von Boshheit? Was kann dem Einer für seine Nase? Hat er sie sich selbst gemacht? Wenn das möglich wäre, würde sich Mancher an Stelle seines unsörmlichen Gesichtsfolbens eine feine griechische Nase oder eine römische Adernase anschaffen. Mit der menschlichen Nase geht es wie mit einem schätzbaren Rodde: wer einen solchen trägt, kommt in Gefahr, für einen Lumpen oder Verbrecher angesehen zu werden, und hinter jeder Rothnase wittern die Unverschämten einen „Liebhaber der Kaiser.“

Es ist ein Unglück, daß der Form der Nase eine so niederrührige hohe Bedeutung beigelegt wird. Mag einer auch ein Halbport von Genialität sein, hat er aber eine aufgeschwulste Nasennase, so kann er sich auf den Kopf stellen, man sieht ihn für einen Esel an und besondert bei den Damen gewinnt er nicht, wozu er sich eine „schöne“ Nase in's innerste Herz drängen lassen. Ich war einmal auf dem Balle, wo ich — ich darf sagen — „Effekt gemacht“ hätte. Ich hörte in einer Damengruppe zischeln: „Es ist schade um den Mann, er könnte so nett sein, aber er hat so eine Nase!“ — Die Weiden, welche mir meine Nase bereitete, gleichen jenem sagenhaften Ungeheuer, dem immer drei oder vier neue Glieder wachsen, wenn ihm eins abgehauen wurde. Wie unsägliche Waise wurde ich damit lächerlich gemacht. Die Bengels verspotteten mich auf der Straße. „Herje die Bürste!“ hieß es; oder: „Du, der brauchst im Dunkeln keine Laterne!“ — Wenn solche Thoren nur gewußt hätten, daß, was Andern so leuchtend vorkam, mir den finsternen Schatten vor aller Lebensfreudigkeit bildete.

Nur viele Studenten betrachteten meine Gesichtswunde mit Ehrfurcht. „Kostbarer Vebel!“ — „Edler Rubin!“ — „höre ich brummen.“ Wie viele fidele Kneipereien erzählt diese Protuberanz! Einmal führte mich meine harmlose Sparsamkeit in die Markthalle — ich wollte mir persönlich einen Rittig acquiriten. Einmal und nie wieder! Da ich an dem Verkaufstande einer alten diesen Hüllentante nichts Annehmendes fand und das mir Angebote wieder hinlegte, freichte mir diese Hebe nach: „Sie oder Kaufbruder brauchen doch kein Appetitmittel — Sie schmedt's auch ohnedies, das sieht Sie gleich an der Nase an!“ — Da hatte ich's wieder! Kaufbruder — ich ungeschuldiges Lamm!

Mein nasologisches Schicksal verfolgte mich bis in das stillste Heiligtum meiner Penaten. Einstmals als ich mir ein recht trauliches Stübchen bei einer alten biederem Witfrau angeschaut hatte, wollte diese mir einen besonderen Gefallen thun, indem sie mir einen „gelernten“ Sumpel in's Zimmer hängte; sein helles Pfeifen drang in meinen süßen Morgentraum, ich wachte auf, ich sah wild empör, denn was piff dieser Spottvogel?

„Wo kommen die rothen Nasen her?“ Sie kommen doch nicht von ungefahr?“ — Also auch Du, Brutum, erinnerst dich an die Vögelfähigkeit der Natur! — Ich warf den Vogel sammt seinem Gehäuse hinaus und nur die heilige Verleumdung der Alten, sie kennen das Vieh nicht und habe geglaubt, es sei die Nationalhymne, konnte mich davon abhalten, sogleich wieder auszuziehen.

Was ich alles gethan habe, um meines Ungehens ledig zu werden, läßt sich in Geld gar nicht berechnen. Die Apotheken und Droguisten hatten an mir ihren besten Kunden. Taufende von Pillen habe ich geschluckt, Rächte lang die Nase mit Salben und Pflastern belegt, Sonntage lang Schönheitsmassen und milden Teig vor dem Gesicht getragen, Eis und Schnee aufgelegt, die Nase hundlang in's Badgeschlecht mit Boraxwasser gehalten, fünf oder sechs Spezialärzte für Nasenkrankheiten konsultirt — ein Viertelcentner Jochphosphor reicht nicht, die ich an meiner Nase verwalten habe. Alles vergeblich! Der Spiegel belehrte mich stets — eines schlechteren. Die Entschlackungsmittel schickten mir ihr Traktätchen zu, ja, einer war so muthig, mich zu besuchen und mir die Bitte zu unterbreiten, ihm bei einem Vereinstortrage als abdruckendendes Beispiel dienen zu wollen. Ich habe ihn sanft hinausbesördert. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn ich mich aus Desperation mit dem lieblichen Alkohol befreundet hätte, aber ich bin immer ein echter Teetotaller geblieben. Eher hätte ich sonst etwas geleistet, als meiner Nase ein Vergnügen zu machen! Im Gegentheil, ich habe sie traktirt, daß sie, sozujagen, die Schmerzensnoth hätte kriegen mögen — manchmal sah sie aus, als hätten die Wotten sich ein Bett darin bereit; aber sie blieb was sie war: ein röthlichblaues Ungehum, ungefahr einem kleinen Rothkrautkopf ähnlich.

Zuletzt kam ich auf's Puder. Das ging prächtig. Nur durfte ich nicht schwitzen, denn da bildeten sich Kumpale an der Nase herab, die mehr mackerlich als lieblich ausjahren. Mit Hilfe des Puders schien es sogar, als wenn ich, namentlich in abendlicher Beleuchtung, noch Glück bei den Schönen der Erde haben sollte. Ich verlebte mich und faste mir eines Tages das Herz, der Auserkorenen, nach sorgfältiger Bearbeitung meiner Gesichtsborgel, einen Versuch zu machen und um ihre Hand zu bitten, da ich doch ihres Herzens sicher zu sein glaubte. Sie willigte ein, ich Seliger preßte den Verlobungsstich auf ihre Lippen. Da mag ich doch in der erklärten Paradieseswonne ein wenig zu viel gepreßt haben, denn meine neue Göttin veränderte plötzlich ihr Gesicht, sie blickte mich sehr an, wurde blaß, trat

vor den Spiegel und lachte, daß es mir durch Mark und Bein ging.

„Sie haben ja Ihre ganze Nase an mir abgerieben!“ rief sie spottend. „Gutsdünigen Sie, Verehrtester, Sie mögen ja so weit ganz gut sein, aber — mit so einer Nase — unmöglich!“

Kurzum, die Verlobung ging wieder aus dem Veime noch bevor ihr Gefüge trocken war. Seitdem bin ich ganz Resignation, sowohl hinsichtlich der Damen, als meiner rothen Nase.

**Ritterlichkeit.** Auf dem im Jahre 1416 von der Reichsstadt Augsburg auf dem Kronhofe gegebenen glänzenden Turnier erschienen unter den zahlreichen Rittern auch die Herzöge Wilhelm und Ernst von Bayern. Es wurde viel gerannt und gefochten und Herzog Wilhelm hob Manchen aus dem Sattel. Georg Krum aber, ein vornehmer Augsburger, gab ihm nichts nach und hielt sich ebenso wacker wie er auf der Bahn. Weil Krum nun einen schwarzen Stier als seines Gesichts Wappbild in der Schilde und auf dem Helme führte, rief Herzog Wilhelm, der Zeuge seiner Geschicklichkeit und Mächtigkeits war, aus: „Wer ist die schwarze Kuh, die so tapfer um sich schlägt? Sie soll hierher kommen und sich nicht scheuen, wir wollen auch eins mit ihr wagen!“ — Auf diese Einladung kam Krum und führte einen so kräftigen Stoß gegen den Herzog, daß dieser halb ohnmächtig aus dem Sattel stürzte. Als er wieder zu sich kam, rief er: „Die Kuh hat uns hart getroffen. Wir müssen den Mann kennen lernen, der so mächtig und so redlich sich gehalten hat.“ Krum stellte sich dem Herzog vor und mußte mit ihm speisen. Der erste Dank des Urmüden, ein mit einer Verleumdung urkundener Vorbeurteilung, wurde dem Herzog zugesprochen. Dieser aber sprach: „Nein, der erste Dank gebührt der schwarzen Kuh!“ — und begnügte sich mit dem zweiten.

**Indischer Reichthum.** Was ein, die Chhigi in Rom, die Jagger in Augsburg, das waren die Chef in Bengalen. Das Handelshaus war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts so ausgebreitet und mächtig, daß man sein Vermögen auf 400 Millionen Francs schätzte; der Kredit der Firma war unermeßlich, ihre Klagen wechten auf allen Meeren, ihr Wechsel wurden mit gleicher Sicherheit zu Kanton wie Konstantinopel gezahlt, und auf mehr denn 800 Schiffen tauschten sie Asiens Waaren und Africas Produkte gegen ei. ander aus. Der mächtige Herrscher von Hindostan, der Großmogul Aureng-Zeb, speiste einstmals bei den Ehels und sein Armeebestand bestand aus Säden und Goldstücken gefüllt, überzogen mit Sammet und mit Juwelen gefüllt. Diesen kostbaren Besel, 3,000,000 Francs im Werthe, brachten sie ihrem hohen Gaste zum Geschenk für die Ehre dar, bei ihnen geipelt zu haben.

**Eine Karrenstadt.** Die Stadt Troyes in der Champagne hatte in früheren Zeiten die Verpflichtung, den französischen Hof mit — Karren zu versorgen. So schrieb z. B. Karl V., mit dem Beinamen „der Weise“ (1364 bis 1380), folgenden Kabinetsbefehl: „An unsere lieben Getreuen, Bürgermeister und Rath der Stadt Troyes in unserer Provinz Champagne. Da es dem Herrn gefallen hat, Unseren bisherigen Hofwagen, mit dessen treu geleisteten Diensten Wir gar wohl zufrieden gewesen sind, zu Ende verwichenen Monats aus dieser Zeitlichkeit abzuschaffen, so wollen Wir Euch folgendes hiermit vermelden und zugleich allernachst andeuten, Ihr wollt nach alter, wohl hergebrachter Weise pflichtmäßig dahin bedacht sein, Uns an seiner Stelle mit zwei anderen tüchtigen Karren zu versehen. Hieran geschieht Unser Wille und Meinung.“

**Schnell gefaßt.** Eines Abends bemerkte Dumas im Theatre françois einen Zuschauer, der eingeschlafen war. „Siehst Du!“ sagte er zum Schriftsteller Soulie, von welchem eine Tragödie aufgeführt wurde, „das ist die Wirkung, welche Deine Stücke hervorbringen.“ Am folgenden Abend kam man eine Komödie von Dumas. Ploötzlich kopfte Soulie seinem Kollegen auf die Schulter, zeigte ihm einen Mann, der, durch die Vorgänge auf der Bühne unbeeinträchtigt schlummerte, und sagte: „Siehst Du, mein lieber, daß man Deinen Einschlafen kann, wenn man Deinen Wissen lauscht!“ — „Aber das ist ja der Herr von geftern, der immer noch nicht erwacht ist!“ antwortete Dumas schnell.

**Die ersten Buchbinder waren Mönche,** die nicht nur die Bücher schrieben, sondern auch den Einband fertigten. Erst später kam die Buchbinderei als eigenes selbstständiges Gewerbe auf: im Jahre 1299 hatte Paris 17 Buchbinder zu verzeichnen, welche ausschließlich für den königlichen Hof arbeiteten, zumeist Gebet- und Erbauungsbücher einbanden. In Universitätsstädten spielten Buchbinder, ebenso wie Buchschreiber, eine wichtige Rolle. Die Buchbinder genossen besondere Privilegien und Vorrechte und großes Ansehen überhaupt; häufig wurden sie den reinsten beigezählt.

**Thure Bücher.** Dion, der Schwager des Tyrannen Dionys I., soll auf Betrieb des Philosophen Plato die drei berühmten Bücher des Philolaos (um 430 v. Chr.), in denen zum ersten Male die gesammte Lehre des Pythagoras systematisch dargestellt war, für den Preis von 100 Minen (7800 Mark) angekauft haben.

**Malitiös.** „Mein Bubel ist ein sehr geheimes Thier.“ — „So, dann muß sich der aber in Ihrer Gesellschaft ungeheuer langweilen.“

Die Hungersnoth in Russland.

Der Berichterstatter einer deutschen Zeitung in St. Petersburg, welcher die von der Hungersnoth furchtbar heimgesuchten deutschen Kolonien an der Wolga bereist, hat seinem Blatte folgenden erschütternden Bericht über den grenzenlosen Jammer eingesandt, der in den erwähnten Anstiedlungen existirt. Der Reporter schreibt unter anderem: „Auf der Fahrt von Katharinenstadt nach der weit in der Steppe am Großen Karaman liegenden Kolonie Prezenthal lehrt ich in einem Wirthshaus ein, wohin sich Alles aus der Umgegend gezogen hatte, was Brod und Unterstüttung verlangte, aber keine Kopeke mehr besaß. Fünfzig oder sechzig Menschen waren in dem engen Kaum zusammengedrückt. Pferdefleisch und Pferdefleischwurst, aber ohne Brod und ohne Gewürz, wird hier gegessen, nicht etwa nur von Erwachsenen, sondern auch von kleinen Kindern, deren Hunger nur noch mit hartem Pferdefleisch gestillt werden kann. Ich sehe den zerlumpten Haufen einige Augenblicke still ohne Staunen und tiefes Mitgefühl an. Da wirft sich ploötzlich eine junge russische Mutter mit einem etwa zweijährigen schreienden und fast nackten Kinde, das an einem Stück Pferdefleisch jagt, vor mir mit dem Worten auf die Knie: „Am Gotteswillen, Herr, helfe meinem verhungerten Kinde mit einem Stückchen Brod, wenn Ihr solches bei Euch habt, denn seit vier Tagen hat es nichts anderes, als den Saft aus Pferdefleisch gegessen!“ Was ich an Weizbrod bei mir hatte, vertheilte ich unter die kleinen Kinder, aber auf eine Frage an den Wirth: „Haben Sie vorräthiges Brod?“ wird mir die traurige Antwort zu Theil: „Auch wir haben jetzt nichts mehr, denn Alles ist bereits vertheilt.“ In Prezenthal siehe ich den Pastor Hemrichsen und seiner Gattin gegenüber. Auf meine Frage: „Wie sieht es mit Ihnen?“ stürzten der Frau die Thränen aus den Augen, und sie antwortete unter Schluchzen: „Wir! Wir haben gar nichts mehr. Die Kühe sind geschlachtet, und jetzt leben wir theilweise von dem, was uns gute Leute geben und theilweise vom Borgen. Wohl haben uns gute Menschen, unter Anderem auch durch die Vermittlung der Redaktion Ihres Blattes, bereits Tausende von Rubeln zur Vinderung der so langen furchtbaren Noth geschickt; was ist das aber unter so viele? Heute ist ein Kind in Folge von Hunger gestorben, das erste, dessen Todesart als solche in das Kirchenbuch eingetragen worden ist, da die Kolonisten früher baten, das zu unterlassen, um keine Weitläufigkeiten mit der Polizei zu haben.“

Indessen öffnet sich die Thür und hier eintritt ein Hause Kolonisten mit dem Ortsvorsteher an der Spitze. Die Leute bitten mich trotz meiner Erklärung, daß ich kein Regierungsbeamter sei, doch mit Worten, wie die Verzweiflung sie eingibt, meinen Einfluß in Petersburg für sie zu verwenden, daß man sie nicht vollständig verhungern lasse. Kaum sind diese gegangen, als der Vorsteher einer anderen, katholischen Kolonie mit Angehörigen derselben sich melden läßt. „Herr“, beginnt er seine Rede, „um uns bestmöglichst die einzige unserer Glaubensgenossen, man laßt uns hier einfach zu Grunde gehen. Erbarmen Sie sich wenigstens unserer und bringen Sie uns in St. Petersburg zur Sprache.“ Die Thür hat sich hinter den unglücklichen Katholiken geschlossen, als mich die Pastorin fragt: „Wollen Sie uns in das Haus begleiten, wo das Kind verhungert ist?“ Man erlasse mir die Schilderung der Wohnung, in der die armen Leute leben, da die Tatsache: ein Kind verhungert, zu wohl schon genug sagt. „Engel“, fragt die Pastorin nach einigen Augenblicken vorwurfsvoll, „warum lassen Sie Ihr Kind verhungern? Wüßten Sie nicht, daß wir noch leben?“ Den letzten Pfaffen Brod hätte ich Ihnen gegeben, wenn das Kind zu retten war.“ — „Ara Pastorin“, erwiderte statt ihrer der Vater, „ich bin überall gewesen, und überall erhielt ich die Antwort: Wir haben auch nichts mehr, und da dachte ich, Sie würden sich in derselben Lage befinden.“

**Islands höchster Berg,** der Deresajofus, welcher bis zu 6250 Fuß sich erhebt und zum ersten und angelegentlichsten Male vor 100 Jahren von dem Naturforscher Svenm Falsion erstiegen wurde, ist im vergangenen Sommer von einem Engländer, Namens Howell, trotz vieler Schwierigkeiten erdelt worden. Die Kommunikation im Innern von Island werden vorzugsweise dadurch erschwert, daß es an Brüden über die reigenden und oft breiten Bäche und Flüsse fehlt. Durch die am 8. September v. J. erfolgte feierliche Einweihung der Brücke über den Delvesan (Bach Delves) ist nun der Anfang gemacht, und der gegenwärtige Gouverneur der Insel betonte bei dieser Gelegenheit, daß das an und für sich fruchtbar und einfach unerschlossen sei, weit Brücken und gute Wege fehlten. Da Regierung alle Vorkortretzung nimmere ihr Augenmerk darauf richtete, dürfte Island in Zukunft auch ein Feld für Touristen werden.

**Die Ausdehnung Wiens** beträgt seit dem 21. Dezember des Vorjahres, an welchem Tage verschiedene Vororte der „Kaiserstadt“ einverleibt wurden, 178 Quadratkilometer mit 1,300,000 Einwohnern, gegen 55 Quadratkilometer, welche die österreichische Hauptstadt vorher bedeckte. Das Areal Wiens ist jetzt dreimal so groß als das der deutschen Reichshauptstadt und beträgt die Hälfte des Flächeninhalts, über den London verfügt.

**Zu Leichenhause in Buffalo, N. Y.,** lagern neulich die Leichen von fünf ermordeten kleinen Kindern.

Stuhlplätzen.

Der Berliner „All“ bringt folgende amüsante Stelle aus deutschen Blättern: „In der Blumenberger Schöpfung ist die Leiche eines ansehend dem Arbeiterstande angehörigen, unbekanntem Mannes gefunden worden. Der Kopf besaß eben, vom Kumpfe getrennt, läßt auf Selbstmord schließen.“

Aus der „Süthüringer Zeitung.“ „Wer heirathen will, empfiehlt Bettfedern in verschiedenen Qualitäten. Anna, Franz Köhler.“

„Hamburge.“ Ein Metzgermeister empfiehlt sich zur Privat schlachtung. „Hamburge.“ Unter „Vandwirthschaftsberichten“ der „Hamburger Nachrichten“ folgendes: „London, den 7. Dezember. Die 94. Vieh-Ausstellung des Smithfield Klub wurde gestern in der Agriculturhalle in Jollington, London, eröffnet. Ausgestellt wurden 288 Stück Rindvieh, 188 Schafe und 99 Schweine. Das Rindvieh ist in 43 Klassen getheilt, die Schafe in 35 und die Schweine in 15 Klassen. Die Preise stellen die statistische Summe von £351 dar. Sowohl die Königin Victoria, wie der Prinz von Wales, der am Mittage die Ausstellung besuchte, haben Preise bekommen.“

Köln. Aus dem Stadt-Anzeiger der „Köln. Ztg.“ vom 5.: „Berlege mit dem heutigen Tage meine Schenke Metzgerei von Krähnenbäumen nach Krähnenstraße 10, und empfehle mich in täglich frisch gepulverten Kalbsköpfen und Rüben und halte mich dem geehrten Publikum bestens empfohlen. Achtungsvoll v.“

Vandeshut. „Am 5. d. Mis. ist mir meine Frau abhanden gekommen, der eheliche Rinder wird erucht, sie wieder an die Adresse abzulieferen. Franz Hohmann, Schmiedemeister, Ober- Zieher bei Vandeshut i. Schl.“ (Stadtbl. Nr. 145). Hoffentlich frankirt.

Eine Stelle in einer Romanfortsetzung des „Weib. Gen. Anz.“ Nr. 289 lautet: „Vob Taru hill, der neunundvierzigste Millionär, sitzt in seinem Arbeitsstube — ein kleines Mädchen mit den ungeschwungenen Manieren eines self-made man, freundlichem Gesicht und lahmem Schadel.“ Dresden. Ein Artikel in Nr. 343 des „Dresd. Anz.“ beginnt mit dem Sage: „Die Sängerschaft des Turnvereins für Neu- und Antonstadt beging im Linke'schen Bade am hundertsten Geburtstag von Mozarts Geburtstage von Mozarts Tode eine würdige, stimmungsvolle Feier zur Erinnerung an den unterthlichen Meister der Tone.“ Wann mag denn der hundertste Todestag von Mozarts Geburt gefeiert worden sein?

Neue Zustände

Scheine laut einem offenen Briefe, den Herr William Lloyd Garrison in Boston an den Direktor des Harvard College richtet, unter den Zöglingen des genannten Institutes zu bestehen. Unter anderen unterhalten dieselben eine geheime Verbindung, welche seit langer Zeit schon der Ausgangspunkt für allerlei skandalöse Vorgänge ist. Abgesehen davon, daß man die Mitglieder bei der Aufnahme mit ganz unverständigen Strafen belegt, so hat man auch eine Ceremonie erfinden, wie sie nur bei den Fölschindulanten und den wildesten Indianerstämmen gebräuchlich waren. Man entloßt nämlich den Arm des Neuaufgenommenen und bringt Brandwunden darauf, wodurch dem Opfer Muth und Ausdauer eingeimpft werden sollen. Garrison hatte Gelegenheit, sich ein Mitglied zu sehen, das von der Schulter bis zum Ellbogen sechs Brandmale besaß, die dem Opfer mit einer brennenden Cigarette eingebracht worden waren. Auch wird von den Schülern des College eine Bar unterhalten, an welcher betäubende Getränke verkauft werden. Während des letzten Jahres haben eine ganze Anzahl angesehenen Bürger die Demüthigung erfahren, ihre Söhne, welche Zöglinge des erwähnten Institutes sind, vor den Schranken des Gerichts zu sehen, von dem sie wegen unordentlichen Benehmens bestrast wurden.

„Künstlers Erdenwälle.“

Unter dieser Ueberschrift erzählt die „Straßb. Post“ folgende heitere Episode: Ein Maler, der wegen seiner Gemälde sehr geschätzt ist, bestellte kürzlich bei einem Schneider Kleider im Werthe von 600 Francs. Der Schneider brachte die Kleider bis auf einen Leberzieher, den er baldigst nachzulieferen versprach. Auf dem Rückwege führte dem erlernten der tüchtiche Zufall einen Bekannten in den Weg, der über den Künstler weitlich schimpfte und unter anderem sagte: „Sie werden im Leben nicht Ihr Geld von dem bekommen.“ Zum Tode erschrocken ließ der Schneider dem Künstler sofort wissen, er brauche die neuen Kleider noch einmal, um seinen Firmenstempel anzubringen. Gutwillig begab sich der Künstler in die Schneiderböhle. Kaum war er aber in die Werkstatt eingetreten, als Meister und Geselle über ihn herfielen, ihn im Ha vom Kopf bis zu den Füßen entkleideten und ihm klar machten, daß er hier nicht durchkommen konnte. Dann wurde dem Aermsten ein Schauergerönde angezogen, da man ihn doch nicht ohne Kleider fortgehen lassen konnte. Raschschraubend zog der Maler aber nun nach dem Bericht und verfluchte den Schneider. Vekteres brachte schließlich einen Vergleich zu Stande, durch den der Künstler wieder in den Besitz seiner neuen Kleider gesetzt wurde.

Die „London Gazette“ ist die älteste englische Zeitung; ihre erste Nummer erschien am 7. November 1665.

Die Anzahl aller Wirthschaften in Chicago beträgt 6231, welche zusammen \$3,012,861 Vicenz bezahlen.

Die Schneider New Yorks.

Die Zahl der Arbeiter und Arbeiterinnen, welche in der Bekleidungsindustrie New Yorks thätig sind, wird auf 80,000 bis 100,000 geschätzt. Auf 50,000 bis 60,000 gibt man die Anzahl der Schneider im engeren Sinne, das heißt, der Fertiger von Damenkleidern, Herrenanzügen, Kinderkleidern etc. an, während die Uebrigen dem Heere der Arbeiter und Arbeiterinnen an Hemden, Unterzeug, Hüten, Schuhen, Nefties und so weiter zugezählt werden. Im Besonderen schätzt man die Zahl der Rockschneider auf 24,000, von denen ein Viertel dem weiblichen Geschlechte angehört, die der Mantelschneider auf 16,000, der Kinderjackenschneider auf 5500, Zuschneider 2000, Hosenschneider 3500, Westenschneider 1500, Hemdenmacher 2500, jählicher Kundenschneider 800, Mägenmacher 3500, der Hofenschneider auf 3500, der Kniehosenschneider auf 2000, „Bluschcapawaters“ 500 und so weiter. Tausend Arbeiter beschäftigt allein das Kleidergeschäft von Meyer, Jonas & Co., sehr viele derartige Geschäfte haben von 100 bis 500 Leute, während die Zahl derjenigen Kleiderfirmen, bei denen weniger als 100 Arbeiter thätig sind, in die Tausende geht.

Der Lohn für die verschiedenen Arbeiter in der Kleiderbranche differirt. Während die sogenannten Kunden sowie die Zuschneider wöchentlich von \$15 bis \$22 verdienen, beträgt der durchschnittliche Wochenverdienst für Rockschneider und Westenschneider je 88, Mantelschneider \$7, Kinderjaden- und Kniehosenschneider je \$6, Kniehosenschneider \$8 und Hofenträgerfertiger sogar nur \$1.50. Der Lohn für weibliche Arbeiter beträgt durchschnittlich die Hälfte des Verdienstes der männlichen Arbeiter.

Merkwürdig ist die Arbeitseintheilung. Ein gelernter deutscher Schneider kann einen ganzen Anzug selbstständig herstellen. In New York gibt es verhältnismäßig nur wenig Kleidermacher dieser Art. Mit nur einigen Ausnahmen verrichten sie fast alle Theilarbeit. Die Einen verrichten zum Beispiel nur Westen, oder Kniehosen, oder Kinderjacken, oder Hosen, während in vielen Fällen die Theilung der Arbeit noch tiefer einschneidet, so daß Andere nur Knopfloser nähen, nur Befast annehmen oder nur säumen. Die Weistien formen, außer ihrer speziellen Theilarbeit, keine andere verrichten. Die Unsumme der Bekleidungsgegenstände, welche alljährlich von New Yorker Kleiderfirmen hergestellt werden, deckt natürlich nicht nur den lokalen Bedarf vollkommen, sondern große Sendungen dieser Artikel gehen jahraus, jahrein auch nach allen Gegenden des Vandes. Bekannt ist außerdem, daß die New Yorker Bekleidungsindustrie seit langem Zeit schon Eingang in Australien sich verschafft hat.

Eine fruchtbare Familie.

Bierzehn Kindern in acht Jahren schenkte Frau Elsworth Miller in Cold Spring, N. Y., das Leben. Unter ihnen befinden sich dreimal Zwillinge und zweimal Drillinge. Vier Kinder, und zwar zwei Knaben und zwei Mädchen, sind noch am Leben. Frau Miller ist erst 30 Jahre alt und hat nach der Prophezeiung einer Zigeunerin unter anderen noch einmal Drillinge zu erwarten. Im Uebrigen werde, so lautet die Weissagung weiter, die Nachkommenschaft der Glücklichen so zahlreich „wie der Sand am Meere“ werden. Schon die Mutter, die Großmutter, sowie eine Großtante der Frau Miller hatten sich einer bemerkenswerthen Fruchtbarkeit zu erfreuen. So besaß die Großtante ihren Gatten ihrer Zeit zweimal mit einem Quinnet, d. h. sie gebar ihm jedesmal fünf Kinder. Bei der letzten Geburt starb sie. Der trauernde Gatte wußte sich über den Verlust der Verstorbenen bald insofern zu trösten, als er die Schwester der letzteren nach Verlauf eines Jahres heirathete. Die junge Frau, nicht weniger fruchtbar, als die Verbliebene, schenkte dreimal Zwillingen in rascher Aufeinanderfolge das Leben, während die Tochter dieser Dame, die Mutter der Frau Miller, einmal Zwillinge und außerdem Kinder einzeln in großer Zahl gebar.

Der Ertrag der Hauptgetreidearten in den Ver. Staaten stellt sich nach den Angaben des Ackerbauvereins in Washington für das Jahr 1891 wie folgt: Mais. Im Jahre 1891 waren im Gebiete der Ver. Staaten 76,204,615 Acker Land mit Mais bestellt; der Ertrag war 2,060,154,000 Bushels; der Werth \$836,439,228. Ein derartiger reichlicher Ertrag ist bis jetzt nur in einem der früheren Jahre erzielt worden. Weizen. Im Jahre 1891 waren 39,916,897 Acker mit Weizen bestellt; der Ertrag war 611,780,000 Bushels; der Werth \$513,472,711. Es ist dies der höchste jemals erzielte Ertrag von Weizen. Hafer. Im Jahre 1891 waren 25,581,861 Acker mit Hafer bestellt; der Ertrag war 736,394,000 Bushels; der Werth \$232,312,267. Dieser Ertrag ist nur einmal und zwar in 1889 übertroffen worden. Der Gesamtertrag aller Getreidearten ist der größte, der jemals zu verzeichnen war; es entfallen 54 bis 55 Bushels Getreide auf jeden einzelnen Einwohner der Ver. Staaten. In Weizen allein entfallen auf jeden Einwohner durchschnittlich 9.4 Bushel, gegen 9.2 Bushel in 1874, in welchem Jahre der bis dahin höchste Ertrag an Weizen erzielt wurde. Für den Farmer war der Werth des Bushels Mais 40.6 Cents, des Bushels Weizen 83.93 Cents und des Bushels Hafer 31.46 Cents.

Der meiste Hopfen in den Ver. Staaten wird im County Oregon, N. Y., gebaut, wo die Ernte des vorigen Jahres 4,698,688 Pfund betrug.